

JACK CARR

DIE HAND DES TEUFELS

Aus dem Amerikanischen von Alexander Rösch

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Devil's Hand*
erschien 2021 im Verlag Atria/Emily Bestler Books.
Copyright © 2021 by Jack Carr, LLC

1. Auflage Dezember 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Emily Bestler/Atria Books,
ein Unternehmen von Simon & Schuster, Inc., New York.
Alle Rechte vorbehalten, auch die der vollständigen oder
auszugsweisen Reproduktion, gleich welcher Form.
Titelbild: Grafikstudio Müller

ISBN 978-3-98676-079-3
eBook 978-3-98676-080-9

Für Dr. Robert Bray,
Major der United States Air Force
– aus Gründen, die geheim bleiben müssen –,
und
die Wächter da draußen,
die für uns alle die Stellung halten.

Gut versteckt im 9723 Wörter umfassenden Dokument von Executive Order 12333 der United States Intelligence Activities findet sich in Abschnitt 2, Absatz 13 folgender Passus:

2.11 Verbot von Attentaten.

Keine Person, die bei der Regierung der Vereinigten Staaten beschäftigt ist oder in deren Namen handelt, darf sich an einem Attentat beteiligen oder in konspirativer Absicht ein solches planen.

Sieben Tage nach dem 11. September 2001 verabschiedete der Kongress eine Resolution, die 275 Wörter umfasst und den Titel ›Autorisierung zur Anwendung militärischer Gewalt von 2001‹ trägt. Dieses Dokument verleiht dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Befugnis, an den Anschlägen beteiligte Personen und Staaten vor Gericht zu stellen. 20 Jahre später bleibt es die einzige rechtsgültige Grundlage für den andauernden Krieg gegen den Terrorismus.

*Die Amerikaner und ihre Verbündeten
– Zivilisten und Militärs – zu töten, ist eine
individuelle Pflicht für jeden Muslim, der dazu
in der Lage ist; in jedem Land,
in dem es möglich ist, dies zu tun ...*

– Fatwa von Al-Qaida, 1998

*Im ba l'hargekha, hashkem l'hargo
Wenn jemand kommt, um dich zu töten,
erhebe dich und komme ihm zuvor.*

– Talmudisches Edikt

VORBEMERKUNG

Am Morgen des 11. September 2001 bestiegen 19 Männer vier Flugzeuge an den internationalen Flughäfen Logan, Newark und Dulles. Alle waren in Richtung Westküste unterwegs. Sie wurden ausgewählt, weil sie mit der für transkontinentale Verbindungen erforderlichen Treibstoffmenge betankt waren.

Zwei Stunden später befanden sich die Vereinigten Staaten im Krieg. Einem Krieg, der bis heute andauert.

In diesem Roman geht es nicht um die Ereignisse an jenem Septembermorgen. Vielmehr geht es um die Erkenntnisse, die unsere Gegner aus der Reaktion Amerikas auf den Terrorismus im Nahen Osten und in Europa von 1979 bis zur ersten Hälfte des Jahres 2001 gewonnen haben – und um das, was sie in den zwei Jahrzehnten nach dem vernichtenden Anschlag, der den Lauf der Geschichte veränderte, daraus gelernt haben.

Dies ist ein Roman über asymmetrische Kriegsführung.

Ich habe mich oft gefragt, welche Schlüsse der Feind daraus gezogen hat, uns auf den Schlachtfeldern der seit nunmehr 20 Jahren anhaltenden Kämpfe zu beobachten. Welche Lektionen hat er gelernt, und wie hat er Taktiken und Strategien angepasst, um die gezogenen Schlussfolgerungen zu berücksichtigen? Wäre ich der Feind, welche Erkenntnisse hätte ich daraus gewonnen?

Es sind Fragen, über die ich in Uniform nachgedacht habe und die mich auch als Autor weiterhin beschäftigen. Unsere Gegner haben uns 20 Jahre lang am Pokertisch bespitzelt und nutzten ihren Vorteil, uns in die Karten zu schauen. Sie haben unsere Taktiken studiert und analysiert, wie sich unsere Technologien weiterentwickeln; sie haben unsere wechselnden Ziele und Absichten im Blick behalten. Sie machten sich

Notizen, während wir in Afghanistan, im Irak, in Syrien und an weiteren Brennpunkten rund um den Globus kämpften. Unsere Reaktion auf eine Pandemie und die zivilen Unruhen, die unsere Städte in einer Zeit heimsuchen, in der innenpolitische Differenzen unüberwindbar scheinen, blieb nicht unbemerkt. Die Gegner erleben ein geteiltes Land. Berücksichtigen sie diese Spaltung in ihren Schlachtplänen?

Seit jenem Septembermorgen sind exakt 20 Jahre vergangen. Der Feind blieb geduldig. Er hat uns beobachtet, gelernt und sich angepasst. Russland, China, Nordkorea, der Iran, terroristische Gruppierungen und Einzelpersonen mit enormem Einfluss haben abgewartet, Lücken in unserer Verteidigung aufgespürt und Strategien erarbeitet, die unsere Schwächen gezielt ausnutzen. Ich hoffe inständig, dass die Operation, über die Sie auf den folgenden Seiten lesen, nicht von einem ausländischen Geheimdienst geplant wird. Wir täten gut daran, uns in Erinnerung zu rufen, dass der athenische Geschichtsschreiber und Stratege Thukydides im Melianischen Dialog seiner *Geschichte des Peloponnesischen Krieges* die Hoffnung als ›Trösterin in Gefahr‹ bezeichnete. Im modernen militärischen und geheimdienstlichen Sprachgebrauch lässt sich der Text des antiken griechischen Generals so deuten, dass Hoffnung keine Handlungsoption ist. Das mag zwar zutreffen, aber in Zeiten der Verzweiflung ist Hoffnung oft alles, was bleibt. Die Mahnung bleibt nach all dieser Zeit aktuell: Sei stets vorbereitet.

Es gibt wohl keinen militärischen Text, der so einflussreich ist wie *Die Kunst des Krieges*. Der chinesische Militärstratege und Philosoph Sunzi wusste, dass »die höchste Kunst des Krieges darin besteht, den Feind ohne Kampf zu unterwerfen«. In einer asymmetrischen Konfrontation ist dies für den Feind, der nicht über ein nukleares Arsenal verfügt, von größter Bedeutung. Wie soll er dann eine Supermacht besiegen? »Alle

Kriegsführung basiert auf Täuschung.« Die Lehren des Generals aus der Zeit der Streitenden Reiche sind unseren Gegnern nicht fremd – Gegnern, die einen langen Atem besitzen. Wenn euer Auftrag darin bestünde, ein modernes Imperium zu zerstören, wie würdet ihr mit diesen beiden Zitaten von Sunzi im Hinterkopf vorgehen?

Dies ist auch ein Roman über Ethik, Moral und Rechtmäßigkeit von gezielten Tötungen, die die Israelis als *Chissulim* oder Eliminierungen bezeichnen, als Instrument der Staatsmacht. Besteht ein Unterschied zwischen dem Einsatz einer Reaper-Drohne, die einen feindlichen Kämpfer mit einer AGM-114 Hellfire oder GBU-38 JDAM aus 15 Kilometern Höhe ausschaltet, und dem Perforieren des Hirnstamms desselben Terroristen mit einer 180-Grain 300 Winchester Magnum aus einem Kilometer Entfernung? Wie beurteilt der Feind diese unterschiedlichen Tötungsmethoden? Erzielt der vermehrte Einsatz von UAVs, die den Tod aus der Ferne herbeiführen, die beabsichtigte Wirkung? Wurden dadurch amerikanische Leben gerettet oder nur weitere jener Kämpfer rekrutiert, die Dr. David Kilcullen als »Guerillas aus Zufall« bezeichnet?

Am 11. September 2001 gab es gewisse Gruppierungen, die Schulter an Schulter den Einsturz der Zwillingstürme im Fernsehen verfolgten. Männer mit speziellen Fähigkeiten; Männer, deren einzige Lebensaufgabe darin besteht, auf den Krieg vorbereitet zu sein. Es wird nicht offen darüber gesprochen, aber innerhalb dieser Bruderschaft gab es solche, denen nur ein Gedanke durch den Kopf ging: *Allah, ich wünschte, ich wäre in einem dieser Flugzeuge*. Sie fühlen sich zum Kämpfen berufen, als Beschützer, Krieger und Wächter. Sie sind heute Nacht irgendwo da draußen. Sie sind auf der Jagd.

Wenn der Krieg an die Heimatfront zurückkehrt, wünscht

man sich einen dieser Wächter an seine Seite, bewaffnet und zu allem bereit.

Vor dem 11. September hätten diese Männer Sitzplätze an den Fenstern der Flugzeuge gewählt. Basierend auf den Erfahrungen früherer Entführungen wussten sie, dass sie sich in dieser Position bei einer gewaltsamen Einnahme der Kabine in einer besseren Ausgangslage befanden. In Situationen, in denen Terroristen an einzelnen Passagieren ein Exempel statuierten, um den Rest in Schach zu halten. Fensterplätze verschafften ihnen Zeit, in Ruhe zu beobachten und das weitere Vorgehen zu planen. 9/11 hat das Paradigma von Flugzeugentführungen verändert. Seit jenem Dienstagmorgen nehmen dieselben Wächter Sitze am Gang ein, damit sie auf eine Bedrohung sofort reagieren können. Sie unterscheiden sich auf den ersten Blick nicht von den übrigen Passagieren. Es sei denn, man weiß, worauf man achten muss, oder man ist einer von ihnen.

Die Recherche zu diesem Roman war eine sehr emotionale Erfahrung: Ich hörte mir Aufzeichnungen von Anrufen der Menschen in den entführten Maschinen bei ihren Angehörigen zu Hause an, las Berichte von denen, die in den einstürzenden Gebäuden eingeschlossen waren und sich lieber in den Tod stürzten, als bei lebendigem Leib zu verbrennen.

Ich empfehle jedem, dem 9/11 Memorial in Lower Manhattan einen Besuch abzustatten. Nehmt euch Zeit dafür und zieht eure Lehren daraus.

Nun, wo wir den Jahrestag der Anschläge hinter uns lassen und in unser drittes Jahrzehnt kontinuierlicher Kriegsführung eintreten, verfügen wir da über eine klare Vorstellung, wie dieser Konflikt enden soll? Oder hat unsere auf einen Langzeitkonflikt angewendete Kurzkriegsstrategie unsere Kinder und Enkel dazu verdammt, gegen die Söhne und Enkel jener

Männer zu kämpfen, die den tödlichsten Terroranschlag der Geschichte geplant und verübt haben? Tun wir uns immer noch schwer, die Natur des Konflikts zu erkennen, in den wir verwickelt sind?

Ich fürchte, wir alle kennen die Antwort.

Jack Carr
11. September 2020
Park City, Utah

CHRONOLOGIE DER EREIGNISSE

- 1953:** Von der CIA gesponserter iranischer Staatsstreich
- 1979:** Iranische Revolution
- 1979:** Beginn der Geiselkrise im Iran
- 1980:** Operation Eagle Claw
- 1980:** Beginn des iranisch-irakischen Krieges
- 1981:** Ende der Geiselkrise im Iran
- 1983:** Bombenanschlag auf die US-Botschaft in Beirut (Libanon)
- 1983:** Bombenanschlag auf die Kaserne der U. S. Marines in Beirut (Libanon)
- 1983:** Bombenanschlag auf die Botschaft der Vereinigten Staaten in Kuwait City (Kuwait)
- 1984:** Entführung des Leiters der CIA-Station in Beirut, William F. Buckley
- 1984:** Bombenanschlag auf das Nebengebäude der US-Botschaft in Beirut (Libanon)
- 1985:** Entführung von TWA-Flug 847
- 1985:** Beginn der Iran-Contra-Affäre
- 1985:** Entführung des Kreuzfahrtschiffs *Achille Lauro*
- 1985:** Leiter der CIA-Station in Beirut, William Buckley, wird hingerichtet
- 1987:** Ende der Iran-Contra-Affäre
- 1987:** Beginn der Operation Earnest Will
- 1988:** Entführung von Colonelleutnant William Higgins im Libanon
- 1988:** *U. S. S. Vincennes* schießt Flug 655 von Iran Air ab
- 1988:** Ende des iranisch-irakischen Krieges
- 1988:** Ende der Operation Earnest Will

- 1988:** Bombenanschlag auf Pan-Am-Flug 103
- 1990:** Hinrichtung von Lieutenant Colonel William Higgins im Libanon
- 1990:** Irakische Invasion in Kuwait
- 1990:** Operation Desert Shield
- 1991:** Operation Desert Storm
- 1993:** Bombenanschlag auf das World Trade Center
- 1996:** Bombenanschlag auf die Khobar Towers in Saudi-Arabien
- 1998:** Bombenanschläge auf die Botschaft der Vereinigten Staaten in Ostafrika
- 2000:** Bombenanschlag auf die *U. S. S. Cole*
- 2001:** Ermordung von Ahmad Schah Massoud
- 2001:** Terroristische Anschläge vom 11. September
- 2001:** Invasion der Vereinigten Staaten in Afghanistan
- 2003:** Invasion der Vereinigten Staaten im Irak
- 2006:** Tötung von Abu Mussab Al-Sarkawi
- 2008:** Ermordung von Imad Mughniyya
- 2011:** Tötung von Osama bin Laden
- 2020:** Tötung von Qasem Soleimani
- 2021:** 20. Jahrestag der Terroranschläge vom 11. September

Alle Vergangenheit ist nur ein Prolog.

– William Shakespeare

PROLOG

Für diejenigen, die nicht an der Operation beteiligt waren, begann der Tag, der die Welt veränderte, nicht anders als jeder andere. Für einige wenige gab es eine kleine Abweichung von ihrer Routine. Aliyah Hajjar gehörte zu diesen wenigen.

Seit diesem Jahr war Aliyah bei JetClean Industries beschäftigt, einem Reinigungsdienstleister, der sich auf die Luftfahrt spezialisiert hatte und Flugzeuge am Logan International Airport in Boston vor dem nächsten Start reinigte. Sie verbrachte ihre Tage damit, zusammen mit ihrer Reinigungscrew durch die Gänge zu gehen, Abfälle aus Sitzrückentaschen einzusammeln, die Waschräume mit frischem Toilettenpapier zu bestücken sowie die Bordküchen zu desinfizieren und Sitzgurte zu entwirren.

Aliyah machte die Arbeit nichts aus. Sie verschaffte ihr eine Auszeit von zu Hause und die Möglichkeit, mit anderen muslimischen Frauen aus ihrem Team ein Schwätzchen zu halten. Vor allem sah sie ihren Mann in diesen Stunden nicht.

In Hamburg hatte er sie nie geschlagen. Mit den Prügeln fing es erst an, als sie in die Vereinigten Staaten zogen, nachdem sie ihre fünfjährigen Arbeitsvisa von der Botschaft in Berlin erhalten hatten. Anfangs vermutete Aliyah, es liege daran, dass sie ihm keine Kinder geschenkt hatte. Inzwischen wusste sie es besser.

Sie hatte nicht verstanden, warum ihr Mann, der in Deutschland zum Buchhalter ausgebildet worden war, in einem marokkanischen Restaurant außerhalb von Cambridge Tische abräumte und die Küche putzte. Ihr magerer Verdienst reichte

kaum aus, die Miete zu bezahlen und das Essen in ihrer kleinen Wohnung in Watertown auf den Tisch zu bringen. Als sie ihn das erste Mal darauf ansprach, verpasste er ihr eine Ohrfeige. Selbst jetzt noch trieb ihr die Erinnerung an den Schlag und den anschließenden Schock Tränen in die Augen. Ihr Versuch, sich umzudrehen und wegzulaufen, endete damit, dass er sie am Hals packte und auf die zerschlissene Couch schleuderte, die nach Schimmel stank. Er quetschte das Leben aus ihr heraus, während er sie anschrie, sie solle nie wieder seine Handlungen hinterfragen.

Später in der Nacht hatte es an der Tür geklopft. Ihr Mann deutete daraufhin zum Schlafzimmer und forderte sie auf, dort zu warten, bis er ihr Bescheid sagte. Sie presste ihr Ohr gegen das Holz und versuchte, das kurze, im Flüsterton geführte Gespräch zu belauschen. Aliyah erkannte zwar ihre Muttersprache, bekam aber nicht mit, worüber gesprochen wurde. Sie legte sich aufs Bett und tat, als ob sie schlief. Am nächsten Tag, nach der Arbeit, durchsuchte sie die kleine Wohnung und fand in der Besenkammer neben dem Eingang einen unbekanntes Koffer. Er war mit Bargeld gefüllt. Sie gab sich Mühe, ihn wieder exakt so hinzustellen, wie sie ihn vorgefunden hatte.

In dieser Nacht schlug er sie erneut. Diesmal dauerte es ein paar Tage, bis die Schwellung zurückging. Als sie zum Logan International zurückkehrte, verdeckte der Hidschab die Narben, nur ihre blutunterlaufenen Augen waren hinter den schwarzen Schlitz zu erkennen.

Von da an rührte sie nie mehr einen fremden Koffer, Rucksack oder eine Tasche an, die sie in der Wohnung fand. Sie ahnte, dass *Hawala* im Spiel war; ein uraltes System des finanziellen Transfers, das seinen Ursprung in der Seidenstraße hatte. Es ermöglichte die Verteilung von Geldern rund um die Welt, ohne digitale Spuren zu hinterlassen, wie sie

bei der Nutzung von Banken und Überweisungen auftraten. *Hawalaladars* behielten in der Regel einen Prozentsatz der Überweisung für den organisatorischen Aufwand ein, doch Aliyah bemerkte keine spürbare Verbesserung der Finanzen. Als muslimische Frau mit strenger islamischer Erziehung stand es ihr nicht zu, Einzelheiten ihrer wirtschaftlichen Situation zu kennen. Sie wusste lediglich, dass die Couch verschimmelt war und ihr Mann keine Anstalten machte, sie zu ersetzen.

Vor zwei Wochen war sie etwas früher als sonst von der Arbeit nach Hause gekommen. Sie fühlte sich seit einigen Tagen nicht besonders wohl. Während sie die Schlüssel aus der Handtasche fischte, geriet sie ins Stolpern und ließ sie im Treppenhaus fallen. Hätte der Mann, der in diesem Moment die Stufen herunterkam, kurz gestoppt, um sie aufzuheben, gelächelt und ihr einen schönen Tag gewünscht, hätte sie sich nichts weiter dabei gedacht. Stattdessen schob er sich an ihr vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und trat mit dem Fuß nur wenige Zentimeter neben die Schlüssel. Er war etwas älter als sie, wenn auch nicht viel, und unauffällig, abgesehen von einem markanten Merkmal: Es waren seine Augen, die sie seitdem beschäftigten. Dieser leere Blick. Obwohl es hochsommerlich heiß war, spürte sie ein Frösteln. Vielleicht hatte sie sich wirklich etwas eingefangen.

Nein, dachte sie. Ich habe ihn schon mal irgendwo gesehen. In Hamburg? Kairo? Irgendwo.

Während sie den Reinigungswagen in die an Flugsteig B32 angedockte Linienmaschine schob, fragte sie sich, ob der Mann mit den leeren Augen etwas mit der Mission des heutigen Abends zu tun hatte.

Ihr Mann hatte sich im Restaurant krankgemeldet, was Aliyah seltsam vorkam, da er sich offenkundig bester Gesundheit erfreute. Doch sie akzeptierte es, wie so viele andere Dinge in ihrem Leben. Die regelmäßig erfahrene körperliche Gewalt hatte

sie gelehrt, dass es besser war, keine unnötigen Fragen zu stellen. Ihr Mann erklärte ihr, Allah habe die Familie für eine wichtige Aufgabe auserwählt. Da verstand sie. Sie verstand, warum sie in Deutschland ein Arbeitsvisum für die USA beantragt hatten, warum ihr Mann diese niedere Arbeit in den Vereinigten Staaten angenommen hatte, warum sie nur zu Hause beteten und nicht in die Moschee gingen und warum er sie zwang, für ein Gehalt knapp über dem Mindestlohn Flugzeuge zu reinigen.

Die Boeing 767 war für einen morgendlichen Langstreckenflug nach Los Angeles vorgesehen und musste am Vorabend gesäubert werden, um am nächsten Tag direkt einsatzbereit zu sein.

Sie rückte ihren Hidschab zurecht und kniete sich hin, um mit der Klinge des Teppichmessers Kaugummi vom Teppich zu kratzen. *Ekelhaft!* Ihr und den anderen Mitgliedern der Arbeitsgruppe war beigebracht worden, die kurze Stahlklinge zu benutzen, um das klebrige Zeug von der Unterseite der Sitze und vom Bodenbelag zu entfernen. Branchenübliche Praxis.

Was nicht zum Standardrepertoire der Branche gehörte, war das, was sie als Nächstes tat.

Sie hatte sich absichtlich zu einer Sitzreihe der ersten Klasse manövriert, von der aus sie sämtliche Kollegen im Auge behalten konnte. Zwei arbeiteten sich durch die Sitzreihen der Hauptkabine und füllten Müllsäcke mit dem Abfall des letzten Flugs des Tages. Ein anderer putzte die hintere Toilette. Ein Vorgesetzter saß in der Mitte der Kabine und überwachte ihre Fortschritte, während er auf der Checkliste die jeweiligen Kästchen als ›erledigt‹ abhakte.

Sie tat, als hätte sie etwas auf der anderen Seite des Ganges bemerkt, ging weiter zur zweiten Reihe und kniete sich hin. Als sie wieder aufstand, waren an der Unterseite der Sitze 2A und 2B Cutter mit Klebeband befestigt.

Während sich das Town Car mit Chauffeur langsam durch den morgendlichen Verkehr von New York City schlängelte, hörte Alec Christensen den vertrauten Nokia-Klingelton aus dem brandneuen Handy in der Umhängetasche. Er fischte es bei der dritten Strophe heraus, zeigte seiner Verlobten auf dem Sitz neben sich das Display und demonstrierte ihr lächelnd die auf den aktuellen Modellen verfügbare Anruferkennung.

»Du benutzt dieses Ding viel zu häufig«, schimpfte sie. »Du fängst dir noch einen Hirntumor ein.«

»Hey, Dad«, grüßte Alec, nachdem er mit dem Daumen auf die große Sprechstaste gedrückt hatte, sobald er sich das Gerät ans Ohr hielt. »Ich bin gleich da. Ach, wirklich? Das ist aber schade. Na gut. Dann treffen wir uns im Rainbow Room. Ja, genau. Um halb neun. Ja, ich sag ihr Bescheid. Wir sehen uns nachher.«

»Was hat er gesagt?«, fragte Jen.

»Er muss unser Frühstück nach Midtown verlegen. Ihm kam ein Termin im Büro dazwischen, deshalb schafft er es sonst nicht rechtzeitig. Er sagt, ich soll dir sein *tiefstes Bedauern* ausrichten.« Er imitierte den mittelatlantischen Akzent, der in der Stimme seines Vaters so präsent war.

»Du klingst wie Julia Child.«

»Ach, komm schon, das war mindestens ein guter William F. Buckley. Hast du trotzdem Zeit, mit uns zu frühstücken?«

Jen sah auf ihre Uhr.

»Nun, mein Chef kommt heute später. Er will seinen Sohn am ersten Tag persönlich beim Kindergarten abliefern. Trotzdem sollte ich lieber nicht mitkommen. Ich befürchte, ich schaffe es sonst nicht rechtzeitig zurück. Wirst du es ihm sagen, obwohl ich nicht dabei bin?«, wechselte Jen das Thema.

»Was glaubst du denn?« Die Daumen von Alec bearbeiteten das kleine Tastenfeld.

»Warum rufst du nicht einfach an? Diese neumodischen Textmitteilungen sind mir irgendwie suspekt. Ich glaube nicht, dass sich das durchsetzen wird. Und außerdem verpasst du den herrlichen Tag. Es ist keine einzige Wolke am Himmel.«

»Die Technikfreaks stehen drauf, und eigentlich ist es ziemlich effizient, wenn man den Dreh erst mal raushat. Man muss die Tasten einfach so oft drücken, bis der gewünschte Buchstabe erscheint. Ich wollte dem Team nur kurz Bescheid geben, dass ich mich mit ihnen um elf Uhr in der Immobilie an der 8th Street treffe.«

»Glaubst du, deine Firma wird das Gebäude kaufen?«

»Wahrscheinlich werden sie vorerst nur einen Teil davon anmieten, aber man weiß nie. Ich sage dir, die Blase wird platzen, Jen. Das nimmt kein gutes Ende, aber die Unternehmen, die überleben, werden gestärkt aus der Krise hervorgehen und massiv Marktanteile dazugewinnen.«

»Ich liebe es, wenn du über schmutzige Sachen sprichst.« Sie rutschte auf der Rückbank des Lincoln näher an den Mann heran, mit dem sie ihr weiteres Leben teilen wollte. Es wäre schneller gegangen, mit der U-Bahn nach Lower Manhattan zu fahren, aber wenn Alec in die Stadt kam, stellte ihm sein Vater immer einen Chauffeur zur Verfügung. Jen vermutete, dass es aus einem Beschützerinstinkt heraus geschah. Bei dem Gedanken, dass Alec jegliche Erinnerungen an seine Mutter fehlten, weil sie gestorben war, bevor er ins Krabbelalter kam, brach ihr das Herz.

»Was glaubst du, wie lange das Treffen dauern wird?«, erkundigte sie sich.

»Wahrscheinlich ein paar Stunden. Wenn es vorbei ist, möchte ich eine Runde joggen gehen, damit ich noch mal über das Besprochene nachdenken kann. Es ist eine große Sache für die Firma. Ich möchte sichergehen, dass wir die richtige Entscheidung treffen.«

»Ich werde nie verstehen, wie man in dieser Stadt überleben kann.«

»Ich bin damit aufgewachsen. Für mich ist es vollkommen normal.«

»Hauptsache, du bist vorsichtig. Ich mach mir immer Sorgen, wenn du allein durch die Straßen läufst. Es ist gefährlich.«

»Na ja, gefährlicher als Joggen auf dem Campus im Maloney Field bestimmt, das gebe ich zu. Aber vertrau mir, ich weiß, was ich tue.«

Sie hatten sich als Studenten an der Stanford kennengelernt, waren aber inzwischen seit zwei Jahren nicht mehr an der Uni. Alec hatte dort im Lacrosse-Team gespielt und den Vorteil genossen, an der Ostküste aufgewachsen und bestens vertraut mit einer Sportart zu sein, die auf der anderen Seite der USA noch in den Kinderschuhen steckte. Als er Jen kennenlernte, gefiel ihm auf Anhieb alles an ihr. Nach dem Abschluss entschied er, bei einem kleinen Start-up im Silicon Valley einzusteigen, das noch auf wackeligen Beinen stand und von anderen Stanford-Absolventen gegründet worden war. Wie fast alle anderen ließ er sich sein Gehalt in Form von Aktienoptionen auszahlen. Im Gegensatz zu seinen Kollegen verfügte er über einen großzügigen Treuhandfonds, der es ihm ersparte, sich von Instantnudeln zu ernähren.

Jen hatte eine fantastische Einstiegschance bei Cantor Fitzgerald erhalten und startete gerade in ihr drittes Jahr als Investmentbankerin. Sie beabsichtigte, sich an der Harvard Business School zu bewerben und im nächsten Herbst mit dem Aufbaustudium zu beginnen; ein Schritt, den Alecs Vater voll und ganz unterstützte, da er hoffte, seinen Sohn so zurück an die Atlantikküste zu locken. Sie hatten sich in den letzten zwei Monaten verlobt. Alec hatte gewartet, um seinem Vater

die frohe Kunde persönlich zu überbringen. Er hielt dieses behutsame Vorgehen für angebracht, nachdem sein Erzeuger ihn nach dem frühen Krebstod seiner Frau ganz allein großgezogen hatte. Dad hatte nie wieder geheiratet. Alec hatte eigentlich vorgehabt, es ihm an diesem Morgen im Windows on the World mit Jen an seiner Seite zu erzählen.

»Weißt du was?«, fragte Jen, bevor sie ihre eigene Frage beantwortete. »Es ist vermutlich besser so. Ihr beiden Männer habt euren besonderen Moment zusammen, und dann lasse ich mich zum Abendessen von ihm verwöhnen.«

»Worauf hast du Lust? Er wird mich bestimmt fragen.«

»Es ist Dienstag, wie wäre es mit dem Pool Room?«

»Dad ist zwar eher der Typ für Gegrilltes, aber für dich wird er bestimmt eine Ausnahme machen. Bist du sicher, dass ich es ihm ohne dich sagen soll?«

Sie schob ihre Hand unter Alecs Kinn und lenkte seinen Kopf sanft vom Handydisplay weg, auf dem gerade eine weitere dieser ›Textnachrichten‹ entstand.

»Ich bin mir ganz sicher.«

»Hey, Dad!«

»Auf die Minute pünktlich, mein Junge«, stellte sein Vater mit Blick auf die Patek Philippe am Handgelenk fest.

»Ich stelle meine Uhr immer fünf Minuten vor, wie du es mir früher beigebracht hast. Auf diese Weise kann ich mich fünf Minuten verspäten und trotzdem rechtzeitig da sein.«

»Das hast du falsch verstanden, mein Sohn. Es geht darum, dass man früher als die anderen da ist. Sich zu verspäten zeugt von Respektlosigkeit. Es verrät deinem Gegenüber, dass du unser wertvollstes Gut nicht schätzt ...«

»Die Zeit«, vervollständigte Alec den Satz, den er im Laufe der Jahre so oft von seinem Vater gehört hatte.

»Ganz genau.«

»Siehst du, ich höre dir zu.«

»Mr. Christensen«, meldete sich der Oberkellner höflich zu Wort. »Ihr Tisch ist bereit.«

»Danke, Charles.«

Sie nahmen Platz an der ausladenden Fensterfront des legendären New Yorker Restaurants. Das Empire State Building dominierte den Blick nach Süden auf SoHo, Greenwich Village und die Zwillingstürme des World Trade Centers. An einem so klaren Tag konnte man aus dem 65. Stock sogar die Freiheitsstatue in der Ferne erkennen. Alec lächelte und stellte sich vor, wie Jen in der Lobby ihres Bürokomplexes gerade einen Happen zu sich nahm. Vielleicht hatte sie schon allein im Windows on the World gefrühstückt, bevor sie sich auf den Weg zu ihrem Schreibtisch machte, und schaute in diesem Moment zu ihm hinauf.

Dobson Christensen war tadellos gekleidet in einem dunklen Dreiteiler. Kein einziges graues Haar wirkte fehl am Platz. Seinem Schneider gelang es hervorragend, die Tatsache zu kaschieren, dass er sich körperlich nicht unbedingt in bester Verfassung befand. Wie bei vielen Männern seiner Generation beschränkte sich die sportliche Betätigung auf das Flanieren über die Golfplätze von Maidstone und gelegentliche Ausflüge in den Clove Valley Rod and Gun Club, was beides zu gleichen Teilen aus Arbeit und Vergnügen bestand.

Alecs übliches Sandhill-Road-Outfit, bestehend aus sportlich-eleganter Anzughose und blauem Button-down-Hemd, wurde durch einen dunkelblauen Blazer und eine Krawatte komplettiert. In New York kleidete er sich aus Gewohnheit förmlicher, denn er traf sich mit seinem Vater zum Essen in Lokalitäten, die den in Palo Alto üblichen, etwas legereren Kleidungsstil nicht gutgeheißen hätten.

Sein Vater legte ihm feierlich eine weiße Serviette in den Schoß, während ein Kellner eine French Press mit Kaffee abstellte. Der ältere Christensen war hier Stammgast.

»Für Sie, Sir?«

»Ich nehme das Gleiche, bitte.«

»Erzähl mir etwas über das Potenzial des Internets«, forderte Dobson seinen Sohn auf. »Und überspring nicht den Teil, in dem es darum geht, wo ich das Geld anderer Leute am besten investieren sollte.«

Dobson Christensen galt in der Geschäftswelt als Anomalie. Während die meisten, die über Geld und Mittel verfügten, in der akademischen Welt Zuflucht gesucht hatten, um dem Vietnamkrieg zu entgehen, hatte Dobson den exakt entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Er brach sein Studium in Princeton ab und verpflichtete sich freiwillig beim Marine Corps. Jahre später behauptete er, das nur getan zu haben, um »es hinter sich zu haben«. Alec wusste es besser. Hinter dem Anzug, den glänzend polierten Schuhen und dem Country-Club-Gehabe verbarg sich ein leidenschaftlicher Patriot, der jedes Schlachtfeld einem Dienst bei der Nationalgarde oder der Beurlaubung als eingeschriebener Student vorzog. Er fand sich als Bord-schütze in einem Huey-Kampfhubschrauber wieder, der beim ersten Einsatz vom Himmel geholt wurde, bevor er überhaupt einen Schuss abgeben konnte. Pilot und Co-Pilot wurden dabei getötet. Lance Corporal Christensen überlebte mit Frakturen an Wirbelsäule, Becken, Hüfte und Oberschenkel. Er verbrachte den Rest der Dienstzeit beim Marine Corps mit der Genesung, zunächst in Okinawa, später dann im Walter Reed. Gehstock und Hinken erinnerten ihn tagtäglich daran. Sprach man ihn jedoch darauf an, behauptete er, sein Purple Heart sei eine VC-Schützenmedaille. Er scherzte oft, mehr Zeit im Ausbildungslager als in Vietnam verbracht zu haben.

Der Kellner kam zurück und reichte ihnen die Speisekarten. Dobson legte seine direkt auf die Seite. »Ich nehme das Omelette Forestière mit einer dicken Scheibe von Ihrem besten Bacon.« Er war jemand, für den Verzicht ein Fremdwort war.

»Ähm, und ich nehme ...« – Alec überflog die Auswahl – »die ...«

Ein Geräusch, das er nur mit einem in Höchstgeschwindigkeit vorbeirauschenden Güterzug in Verbindung bringen konnte, erschütterte den Raum. Die Gäste klammerten sich fassungslos an den Tischen fest und wappneten sich für das, was einige für ein Erdbeben hielten, obwohl die linke Gehirnhälfte ihnen einflüsterte, dass es auf keinen Fall stimmte.

Alec schaute zu seinem Vater, dessen Augen nach Südosten gerichtet waren. Alec folgte dem Blick, stand auf und presste Hände und Gesicht an die Scheibe.

Er beobachtete, wie das Flugzeug von der anderen Seite des Hudson River zwischen den Gebäuden in die Stadt eintauchte. Im Sinkflug kollidierte es mit dem Nordturm des World Trade Centers.

Feuer, Rauch, Gemetzel, Tod. *Jen.*

Alec sprintete zum Aufzug.

»Komm schon!«, rief er. Er schielte Richtung Treppe und überlegte, ob er sie benutzen sollte, zwang sich aber zur Geduld, weil der Aufzug ihn trotz der zusätzlichen Wartezeit deutlich schneller ins Erdgeschoss brachte.

Die meisten Gäste blieben an den Fenstern sitzen und starrten auf den Rauch, der aus dem Nordturm aufstieg. Als die Türen des Fahrstuhls zur Seite glitten, war Alec der Einzige, der einstieg.

Bitte, Gott, lass sie am Leben sein. Lass sie in der Lobby sein. Lass sie einfach leben!

Er kämpfte gegen die bittere Gallenflüssigkeit in der Kehle

an, kniff die Augen zusammen und wünschte sich, der Aufzug würde nicht so lange brauchen.

Wo genau ist das Flugzeug eingeschlagen?

Er wusste, dass Cantor Fitzgerald die Stockwerke 101 bis 105 nutzte und das Windows on the World ganz oben im Nordturm angesiedelt war.

Mach schon! Mach schon!

Die Aufzugtüren öffneten sich. Alec stürzte durch eine Gruppe von Geschäftsleuten, die nichts von der Katastrophe ahnten, die sich in diesem Moment wenige Kilometer weiter südlich ereignete. Er erreichte die Straße im Vollsprint. Er steuerte auf die U-Bahn-Station zu, blieb kurz stehen und blickte auf die Stufen, die nach unten führten, dann zurück auf den dunklen Qualm, der den blauen Himmel über seiner geliebten Stadt ausfüllte. Er fasste einen Entschluss und rannte los.

Er stürzte auf den Rauch und die Flammen zu und wich denen aus, die noch nicht wussten, dass die Welt sich verändert hatte. Sein Herz pochte, die Lungenflügel brannten, die Beine trieben ihn vorwärts. Er spurtete von Kreuzung zu Kreuzung, ohne auf das Hupen und die Flüche derjenigen zu achten, die er dabei behinderte oder umstieß.

Sirenen. Ihr Geräusch würde er nie mehr vergessen.

Als das unrettbar beschädigte Gebäude vor ihm an Größe zunahm, schob er sich an den Menschen vorbei, die in die entgegengesetzte Richtung stolperten, etliche in Panik, andere wie in Trance. Er passierte Polizeibeamte und Feuerwehrleute, die ihn aufforderten, sofort umzukehren. Dann hörte er die kreischenden Triebwerke von United-Airlines-Flug 175, der von Süden her einschlug. Der Aufprall erschütterte ihn tief in der Seele.

Zwei Flugzeuge. Er musste sich zu Jen durchkämpfen. Lieber Gott, lass sie in Ordnung sein.

Er drängte weiter, näher an das zerbrochene Glas und das verbogene Metall, in Richtung des Kerosins, das sich einen Weg durch das stählerne Herz der Struktur brannte. Er spurtete auf die Toten und Sterbenden zu. Er spurtete auf die Körper zu, die vom Himmel stürzten. Er spurtete auf Jen zu. Er spurtete auf die Hölle zu.

»Setz dich«, befahl ihr Mann.

Aliyah tat es. Der muffige Geruch der Couch, auf der er sie zum ersten Mal gewürgt hatte, stieg ihr in die Nase.

Sie hatten bereits das *Fadschr*, ihr Morgengebet, getrennt voneinander erledigt, er im Hauptraum und Aliyah im Schlafzimmer. Der Islam verbot es Männern und Frauen, die zweite der fünf Säulen des Islam gemeinsam zu praktizieren.

Sie verrichtete die rituelle *Wudhu*-Teilwaschung am Becken im Bad, während er es in der Küche tat, und reinigte rituell den Körper: Mund, Nasenlöcher, Hände, Arme, Kopf und Füße bis zu den Knöcheln. Es war zwar kein reines Wasser, wie es der Koran vorschrieb, aber sie befanden sich auf feindlichem Boden, sodass Allah ihnen diese Abweichung sicherlich verzieh. Statt an jenem Morgen das *Salāt* zu verrichten, hatte sie auf dem Bett gesessen und durch das kleine, schmutzige Fenster gestarrt, während ihr Mann Koranverse auf Arabisch rezitierte. Im Haus wurde Farsi gesprochen, aber die wahren Anhänger des Islam beteten in der Sprache des Propheten. Sie betrat den Hauptraum erst, als sie hörte, dass er fertig war und den kleinen Fernseher einschaltete.

Schweigend verfolgten sie die Berichterstattung von CNN.

Als das erste Flugzeug in das World Trade Center einschlug, erinnerte sie sich. Sie erinnerte sich an Muhammad Haidar Zammar aus der Al-Quds-Moschee während ihrer Zeit in Deutschland. Sie erinnerte sich an seinen Hass auf Amerika.

Sie erinnerte sich an sein nicht enden wollendes Dozieren. Sie erinnerte sich an den harten Boden und die abblätternde Farbe an den Wänden des Gebetsraums der Frauen. Und sie erinnerte sich an den Mann mit den leeren Augen. Obwohl sein Bild erst in ein paar Tagen über die Fernsehbildschirme in aller Welt flimmern würde, erinnerte sie sich daran, wie sie ihm im Treppenhaus zum ersten Mal begegnet war. Sie erinnerte sich, wie er in der Hamburger Wohnung neben ihrem Mann gesessen hatte. Wortkarg, fast unnahbar. Er ignorierte sie damals völlig. Sie hatte ihnen Tee gekocht. Sie redeten über Flugzeuge. Sein Name war Mohammed Atta.

»Wir haben über unseren ungerechten Feind gesiegt«, stellte ihr Mann fest, ohne den Blick vom Bildschirm zu lösen.

»Gepriesen sei Allah für diesen Sieg«, antwortete sie pflichtschuldig.

»Dies«, sagte er und deutete auf die Rauchwolken, die aus dem Gebäude emporstiegen, das bis zu diesem Zeitpunkt ein Symbol für die wirtschaftliche Macht Amerikas in der Welt gewesen war. »Dies ist erst der Anfang.«

Die JAMES-REECE-Serie bei Festa:

The Terminal List – Die Abschussliste
Hass
Menschenjäger
Die Hand des Teufels

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de